

Bestürzende Ahnungslosigkeit

Bemerkungen zum deutschen und amerikanischen Hochschulsystem

Von Hubert Zapf, Wolfram Bublitz und Werner Williams

Das Bild der deutschen Universität in Öffentlichkeit und Politik hat sich in jüngster Zeit deutlich verschlechtert. Regelmäßig wird in diesem Zusammenhang das amerikanische Hochschulsystem als Vorbild und Modell für eine Modernisierung der „maroden“ deutschen Universität. Typischerweise werden dabei am amerikanischen System die positiven Eigenschaften hervorgehoben, die negativen aber verschwiegen, während man am deutschen System allein die negativen Aspekte betont, die positiven dagegen ignoriert. Kennt man die Verhältnisse in den USA, erscheint die Begeisterung für die dortigen Hochschulen einigermaßen rätselhaft. Viele Aussagen zeugen von einer z. T. bestürzenden Ahnungslosigkeit gegenüber den wirklichen Gegebenheiten beider Hochschulsysteme. An die Stelle fundierter vergleichender Analysen treten häufig Klischees, Zerrbilder und Mythen.

Angesichts der Tatsache, daß solche populistischen Vereinfachungen nicht nur zunehmend die öffentliche Meinung beherrschen, sondern verstärkt Eingang in hochschulpolitische Entscheidungen finden, erscheint es geboten, einige dieser Mythen zurechtzurücken und die tatsächlichen Gegebenheiten in Erinnerung zu rufen, damit sie als Grundlage berechtigter Urteile und sachlicher Entscheidungen dienen können. Die folgenden Bemerkungen erheben keineswegs den Anspruch, einen umfassenden

Systemvergleich zu leisten. Vielmehr gehen wir auf einige wichtige Stichpunkte ein, die ein solcher Vergleich berücksichtigen müßte. Die zusammengestellten Punkte betreffen aufgrund unserer fachlichen Ausrichtung in erster Linie die philologischen und kulturwissenschaftlichen Fächer und können daher nur begrenzt verallgemeinert werden.

Extreme Qualitätsunterschiede der amerikanischen Hochschulen

Die Darstellung amerikanischer Universitäten hierzulande wird üblicherweise auf ihre „Elite“-Hochschulen verkürzt. Diese bieten in ihrer Forschungsproduktivität und in der intensiven, persönlichen und erfolgsorientierten Betreuung der Studierenden auch für unsere Hochschulen in der Tat viele interessante Anregungen. Gleichzeitig ist aber nachdrücklich festzuhalten, daß diese „Elite“-Universitäten nur einen verschwindend kleinen Teil der amerikanischen Hochschullandschaft ausmachen. Die weitaus meisten der etwa 2.500 universities und colleges sind von eher durchschnittlicher Qualität und erreichen nicht das Niveau deutscher Universitäten. Diese haben zwar nicht durchgängig das absolute amerikanische Spitzenniveau, gewährleisten aber quer durch die Bundesrepublik einen hohen, einheitlichen Standard, der einer weitaus breiteren Schicht der Bevölkerung eine qualitativ anspruchsvolle Hochschulausbildung ermöglicht.

Hohe Studiengebühren

Sollen unsere Universitäten auf dem Markt der „globalisierten“ Ausbildung

mit den in den Medien gern herangezogenen „Elite“-Universitäten wie Harvard konkurrieren können, müßten sie vor allem über eine ähnlich günstige materielle und personelle Ausstattung verfügen. Diese ist nicht in Sicht. Im Gegenteil, nach Auskunft des bayerischen Kultusministers ist die Zahl der Studierenden in den letzten 15 Jahren um 107 % gestiegen, die Zahl der Lehrenden dagegen nur um knapp 10 %, so daß das Verhältnis Studierende:Lehrende um ein Vielfaches höher ist als an den amerikanischen Spitzenhochschulen (wo es etwa bei 10 bis 15:1 liegt).

Die amerikanischen Universitäten finanzieren sich im wesentlichen aus vier Quellen: Steuern, Drittmitteln (Industrie, Wirtschaft, Militär), Studiengebühren und Spenden. In den meisten Bundesstaaten sinken die Zuwendungen aus dem Steuersäckel schon seit einiger Zeit stetig. Die Universitäten sind also darauf angewiesen, immer mehr Drittmittel einzuwerben und die Studiengebühren zu erhöhen. Beides ist keineswegs uneingeschränkt nachahmenswert: In einem Interview in der Süddeutschen Zeitung (3.1.97, S. 33) hat die aus den USA an die TU München berufene Werkstoff-Professorin und Leibnizpreisträgerin 1997, Karen Gregory, die ihre Ausbildung in Stanford und am Massachusetts Institute of Technology erhielt, eindringlich auf die wachsende lähmende Abhängigkeit der Forschung von den Geldern der Industrie hingewiesen (s.u.).

Ergänzt sei, daß geisteswissenschaftliche Fächer im Kampf um diese Gelder keine Chance haben. In den USA hat

dies dazu geführt, daß selbst an alten 'Elite'-Universitäten die traditionell starken Fächer wie Philosophie oder Germanistik reduziert oder geschlossen werden (s. Zimmerli, Die Zeit 27.9. 96). An der Brandeis University (Boston) löst der die Interessen von Industrie und Wirtschaft vertretende Board of Trustees (der in Bayern eingeführt werden soll), gerade das Fach Musik auf, weil es sich nicht „rechnet“.

Und dies trotz der teilweise exorbitant hohen Studiengebühren, die z.B. bei den Partneruniversitäten Augsburgs zwischen \$ 5.000 (University of Pittsburgh, nur für Bürger des Staates Pennsylvania, sonst \$ 10.000) und deutlich über \$ 20.000 (an der kleinen privaten „Elite“-Universität Brandeis) pro Studienjahr liegen. Die soziale Ungleichheit ist evident: Wer wohlhabend ist, kauft sich eine gute Universitätsausbildung, wer es nicht ist und kein Stipendium bekommt, muß sich entweder extrem verschulden oder mit einer der zahlreichen schlechten Universitäten vorlieb nehmen. Die Dreiviertelgesellschaft ist im Bereich der Ausbildung längst Realität.

Studium und Arbeit

Die hohen Studiengebühren, zu denen natürlich noch die Kosten für Wohnung, Lebensmittel, Bücher etc. kommen, machen es für viele amerikanischen Studierenden, weit mehr noch als bei uns, zu einer existentiellen Notwendigkeit, neben dem Studium zu arbeiten. Die intensive Studiertätigkeit, die auswärtige Besucher verwundert und die etwa in den bis nachts gut besuchten Bibliotheken augenfällig wird, beschränkt sich daher fast ausschließlich auf die Semesterzeit (in der Regel 3,5 Monate vor Weihnachten und 3,5 Monate nach Jahresbeginn). Zwar müssen auch bei uns immer mehr Studierende ihr Studium durch eine Erwerbstätigkeit selber finanzieren, doch sind die Belastungen immer noch erträglicher als in den USA; und die semesterfreie Zeit wird – entgegen vorherrschender Klischees und anders als in den USA - von vielen Studierenden zur Nachbereitung des vergangenen, zur Vorbereitung des folgen-



Auch bei der öffentlichen Senatssitzung am 20. Januar 1997 machten der Anglist Prof. Dr. Wolfram Bublitz (links) und der Amerikanist Prof. Dr. Hubert Zapf auf den Unsinn aufmerksam, der hinter der Vorstellung steckt, daß das Heil in einer Amerikanisierung unseres Hochschulsystems liege. Foto: Hagg

den Semesters, für Prüfungen, Hausarbeiten u. dgl. verwendet.

Studienzeiten und Studieninhalte

Die Studienzeiten in den USA sind im Durchschnitt kürzer als in Deutschland. Die meisten Studierenden beenden nach 4 Jahren als undergraduates mit einem Bachelor of Arts, Bachelor of Science oder einem vergleichbaren anderen Abschluß ihr Studium und treten in die Berufswelt ein. Entsprechend ihr Niveau bei Studienanfang bestenfalls dem unserer Gymnasialschüler/innen zu Beginn der Kollegstufe (Klasse 12), erreichen sie beim Abgang von der Hochschule ein Ausbildungsniveau, das etwa dem unserer Zwischenprüfung entspricht. Die kurze Studiendauer mit dem schnellen Abschluß wird also, das muß klar festgehalten werden, mit einer deutlich niedrigeren Qualifikation der Studienabgänger erkauft. Ob diese Konsequenz eines verkürzten Studiums gesellschaftlich wünschenswert ist, sei dahingestellt. Dies hängt letztlich davon ab, wie hoch der Wert 'Bildung' in unserem gesellschaftlichen Wertesystem noch veranschlagt wird.

Die Länge der Studienzeiten in Deutschland erklärt sich (abgesehen von den

Ausnahmen, die es immer gibt und die die Regel bestätigen) nicht aus der Faulheit unserer Studierenden, sondern aus mehreren Faktoren, zu denen sicherlich die im Vergleich mit den USA ungünstige Dozent:Student-Relation und die gegenüber früher deutlich gewachsenen Studienanforderungen gehören. Im Zuge der verschiedenen Phasen der Studienreformen in den letzten 25 Jahren haben sich (nicht zuletzt durch die Vorgaben des Kultusministeriums) die (für das Examen verlangten) Studieninhalte ständig erweitert. In der Anglistik etwa wurde nicht nur der Kanon traditioneller Texte durch Einbeziehung bisher vernachlässigter Gruppen (Frauen, kultureller Minderheiten etc), Textsorten (z.B. Populärliteratur) und der Medien dramatisch erweitert, sondern es wurden auch auf der theoretischen Ebene neue methodische Ansätze entwickelt, mit denen sich die Studierenden auseinandersetzen müssen. Dies trifft zwar auch auf die Literaturdepartments der USA zu, doch bleiben die selbständig-reflektierende Aneignung dieser neuen Entwicklungen des Fachs und die intensive Auseinandersetzung mit ihnen weitgehend auf die Minderheit der graduate students, vergleichbar unseren Studierenden im Hauptstudium, beschränkt.

Seminar- bzw. Kurssystem

Ein amerikanischer undergraduate student belegt etwa 5 Kurse, die in der Regel jeweils aus 2 oder 3 Stunden Unterricht pro Woche bestehen. In diesen Kursen wird sehr intensiv gearbeitet. Es werden in kurzen Abständen kurze Hausarbeiten oder Tests geschrieben, und die Quantität der von Woche zu Woche zu lesenden Primär- und Sekundärliteratur ist oft höher als in deutschen Seminaren. Von dieser stärkeren Bereitschaft zur Lektüre auch umfangreicherer Texte könnten unsere Studierenden in der Tat lernen.

Gleichzeitig ist aber zu sagen, daß amerikanische Studierende in der Regel nur ein Fach als Hauptfach studieren, in dem sie dann auch ihren Abschluß machen, während bei uns mindestens zwei (im Magisterstudiengang drei) Fächer belegt werden müssen. Die wöchentliche Zahl zu besuchender Unterrichtsstunden und demzufolge zu verarbeitender Studieninhalte ist hier daher deutlich höher als in den USA, was bei der quantitativen Veranschlagung der jeweiligen Seminaranforderungen zu berücksichtigen ist. Darüber hinaus besteht im amerikanischen System durchaus die Gefahr, daß die Qualität der Textarbeit und die notwendige Zeit zum geduldigen Nachdenken über das Gelesene unter dem Diktat des hohen Lektüreamfangs und der zum Ende jedes Kurses anstehenden Abschlußklausur oder -hausarbeit leiden. Hinzu kommt, daß sich ein Studium etwa des Fachs Englisch oder Deutsch fast überall in den USA auf die Literaturwissenschaft beschränkt und die Sprachwissenschaft selten Teil des Studienangebots ist, während in Deutschland alle Studierenden solcher Fächer sowohl literatur- als auch sprachwissenschaftliche Kurse erfolgreich absolvieren müssen. Gerade darin liegt eine zusätzliche Arbeitsbelastung. Zugleich ist aber nicht zu bezweifeln, daß hierdurch die Fähigkeit zum methodisch-systematischen Denken besonders gefördert wird. Von geringeren Anforderungen an deutsche Studierende kann also – jedenfalls in unseren Fächern – keine Rede sein.

Qualität der Studierenden

Die Qualität und Leistungsfähigkeit der Studierenden an den amerikanischen Spitzenuniversitäten ist in der Regel zweifellos hoch. Durch ihre geringe Zahl und die dadurch mögliche persönliche Betreuung wird die individuelle Förderung optimiert. Allerdings muß hier wiederum im Blick auf das Gesamtbild daran erinnert werden, daß der durchschnittliche High-School-Abschluß in seinen Anforderungen deutlich unter dem eines deutschen Abiturs liegt. (Nicht von ungefähr gehört zu den wichtigsten Aufgaben, die sich Präsident Clinton für seine zweite Amtsperiode gestellt hat, die Reform des amerikanischen Bildungswesens, das sich seit den 60er und 70er Jahren in einem stetigen Niedergang befindet; insbesondere das Niveau der High Schools wird immer öfter als katastrophal bezeichnet.) Im Bereich der Fremdsprachenausbildung läßt sich etwa feststellen, daß Studierende von Fächern wie Spanisch, Französisch oder Deutsch (von denen es immer weniger gibt) ihr Studium oft mit sehr geringen Sprachkenntnissen aufnehmen. Ihr 'Studium' besteht teilweise erst im mühsamen Erlernen der Fremdsprache selbst, weshalb literarische Werke nicht selten in englischer Übersetzung gelesen werden. Demgegenüber ist an deutschen Universitäten die fremdsprachliche Kompetenz der Studierenden durchweg höher. Es ist in unserem Fach selbstverständlich, daß alle Texte in der Fremdsprache gelesen werden, und daß darüber hinaus ein Großteil der Vorlesungen und Seminare auf Englisch gehalten wird. Diese Betonung der Bedeutung der Sprachpraxis ist übrigens auch hierzulande erst eine neuere Errungenschaft: Noch in den 50er und 60er Jahren, auf die manche älteren Kollegen nostalgisch als eine universitäre Glanzzeit zurückblicken, spielte die Fremdsprachenkompetenz eine völlig untergeordnete Rolle, und sämtliche Veranstaltungen wurden ganz selbstverständlich in deutscher Sprache abgehalten.

Auslandsstudien

Interessant für die Frage der Qualität

und Leistungsfähigkeit unserer Studierenden im Vergleich zum amerikanischen System ist ein Blick auf die Auslandsstudien. Die erfreuliche Erfahrung ist die, daß unsere Studierenden in den USA, ganz gleich wo sie dort studieren, überwiegend gut bis sehr gut abschneiden und daß viele von ihnen auch an den „Elite“-Hochschulen erfolgreich bestehen können. Das Problem ist allerdings, daß einige der Besten wegen der geringen Zahl wissenschaftlicher Nachwuchsstellen hierzulande in den USA bleiben, um dort zu promovieren. Offensichtlich erhalten unsere Studierenden eine Ausbildung, die sie international konkurrenzfähig macht. Natürlich stellen diejenigen, die ins Ausland gehen, eine positive Auslese dar; aber auch eher durchschnittliche Studierende schlagen sich in den USA erstaunlich gut.

Umgekehrt gilt keineswegs, daß sich etwa Germanistik-Studierende aus den USA stets erfolgreich in den deutschsprachigen Lehrbetrieb integrieren. Vielmehr müssen für viele von ihnen eigene Sprach- und Tutorienkurse organisiert werden, weil sie den Veranstaltungen nicht folgen können. Auch hier muß im Klartext geredet werden: Der oft wiederholte Vorwurf, die deutschen Universitäten seien für ausländische Studierende nicht (mehr) genügend 'attraktiv', unterstellt einen Niveau-schwund, wo es im Gegenteil gerade darum geht, daß die hohen Studienanforderungen und die erwarteten Sprachkenntnisse potentielle Interessenten aus anderen Ländern abschrecken.

Qualität der Lehre

Die Qualität der Lehre ist an den amerikanischen Spitzenhochschulen insofern oft höher als hier, als ein intensiverer Kontakt und ein persönlicheres Betreuungsverhältnis zwischen Professoren/innen und Studierenden bestehen. In den Kursen wird aktive Mitarbeit auch dann honoriert, wenn es sich um subjektive Stellungnahmen handelt; die Ermutigung studentischer Kreativität steht vor Kritik und akademischem Hoheitsgebaren. Von dieser lebendigeren, persönlicheren und kreativeren Be-

ziehung zwischen Lehrenden und Studierenden können wir zweifellos lernen. Teilweise hat sich in diesem Bereich aber auch schon vieles getan. Das Bild des deutschen Professors, der jahrelang die gleichen Veranstaltungen hält, den Studierenden in distanzierter Arroganz begegnet und sein Fachwissen unter völliger Vernachlässigung pädagogischer Überlegungen verbreitet, hat sich in der Realität längst überholt.

Einer grundlegenden Veränderung der Situation steht allerdings ein Umstand entgegen, der mit der Persönlichkeit der Lehrenden wenig zu tun hat: die eklatant ungünstigere Relation von Studierenden und Lehrenden. An den amerikanischen Spitzenhochschulen beträgt sie etwa 10:1, höchstens 15:1. Die Zahl der Stellen ist an unseren Universitäten in den letzten zwei Jahrzehnten kaum gewachsen, während die Zahl unserer Studierenden um mehr als 100% zugenom-

men hat. Wir tragen also seit Jahren eine hohe Überlast, so daß allein aus zeitlichen Gründen eine intensive individuelle Betreuung nicht immer zu leisten ist.

Es muß betont werden, daß die Lehrenden diese Überlast ohne irgendwelche Kompensation oder auch ohne irgendwelche Würdigung durch Politik und Öffentlichkeit oft unter großem persönlichem Einsatz und Zeitaufwand getragen haben und weiter tragen. Wer die Vorzüge amerikanischer Spitzenhochschulen in der Qualität der Lehre bei uns haben will, der muß zuallererst neue Stellen schaffen. (Zum Vergleich: Das English Department an der University of Pittsburgh verfügt augenblicklich über 43 Lebenszeitprofessuren, 16 zur Entfristung anstehende Assistenzprofessuren, 25 Teilzeitlehrende und 80 teaching assistants.) Da dies im Augenblick politisch nicht opportun ist, werden Schulzuweisungen ausgerechnet an die

Adresse derer gerichtet, die mit den von ihnen nicht zu verantwortenden Problemen einer Massenuniversität so gut wie möglich umzugehen versuchen.

Evaluation der Lehre

Ein Zauberwort der jüngsten Hochschuldebatte ist die 'Evaluation der Lehre', die quasi automatisch zu einer verbesserten Lehrqualität führen soll (und die wie so vieles in den USA dem Glauben entspringt, alles sei meßbar, vergleichbar, objektiv bewertbar und lasse sich auf einer Rangskala anordnen). Eine solche Evaluation durch die Studierenden findet an amerikanischen Hochschulen regelmäßig statt und ist nicht grundsätzlich abzulehnen. Richtig betrieben, gibt sie den Lehrenden Aufschluß über Schwächen und Stärken ihres Unterrichts. Allerdings gibt es auch hier Probleme, die man nicht übersehen darf. Z.B. läßt sich in den USA

beobachten, daß das Niveau der Noten für studentische Leistungen nach Einführung der Lehrevaluation deutlich angestiegen ist, aus verständlichen Gründen: Gute Noten steigern selbstverständlich die Bereitschaft, einen Kurs bzw. eine/n Kursleiter/in positiv zu evaluieren. Daß dies alles auch wiederum unmittelbar mit dem Anforderungsniveau zusammenhängt, ist evident.

Anders als man es hier gelegentlich lesen kann, spielt die Lehrevaluation in den USA tatsächlich „nur eine marginale Rolle“ (Gregory). Die Forschung hat immer noch einen weit höheren Stellenwert als die Lehre. Und wer auf einer Dauerstelle sitzt, für den sind Evaluationen durch die Studierenden und Evaluationen der Forschung durch ihre peers nur dann von Belang, wenn er/sie eine höher dotierte Stelle (an der eigenen oder einer anderen Universität) anstrebt oder an den für Gehaltserhöhungen reservierten Gelder stärker als andere partizipieren will; allerdings handelt es sich hierbei um teilweise äußerst geringe Zu-

wächse, da in der Regel der weitaus größere Teil der zur Verfügung stehenden Mittel auf alle Lehrenden gleichmäßig (und dann ohne Berücksichtigung der Evaluationen von Lehre und Forschung) verteilt wird.

Qualifikation der Professoren und Professorinnen

Ein anderer Mythos besagt, die amerikanischen Professoren/innen seien qualitativ besser, flexibler und fleißiger, weil sie nicht „verbeamtet“ und einer permanenten Leistungskontrolle ausgesetzt seien. Gerade ihre fehlende Absicherung und Bereitschaft, auch zeitlich befristete Stellen zu übernehmen, steigere ihre Flexibilität und Produktivität.

Keines dieser Klischees stimmt. Auch hier zeigt sich bei genauerem Hinsehen, daß die Realität ganz anders ist. Die amerikanischen 'Elite'-Universitäten haben natürlich aufgrund ihres guten Rufs und ihrer höheren Finanzmittel (und nicht zuletzt wegen des Englischen als der internationalen Wissenschaftssprache) die Möglichkeit, führende Fachvertreter/innen aus aller Welt an sich zu binden. An diesen Ausnahmebedingungen können die deutschen Hochschulen nicht sinnvoll gemessen werden.

Die typische Hochschulkarriere verläuft in den USA aber ganz anders, als es das Klischee will. Vereinfacht gesagt kommen unsere amerikanischen Kollegen/innen früher und leichter auf Dauerstellen als wir. Weder benötigen sie eine derart vielfältige und langwierige Qualifikation wie die Habilitation, noch müssen sie sich einem vergleichbaren harten Wettbewerbs- und Ausleseverfahren bei der Stellenbesetzung unterziehen. Wesentlich ist es zunächst, an einer renommierten Graduate School zu studieren und dort den Dokortitel zu erwerben. Danach folgt die Bewerbung auf eine Stelle als Assistant Professor, fast immer an einer anderen Hochschule. Die Einstellung erfolgt auf der Grundlage eines Interviews, der Doktorarbeit und möglicherweise erster Publikationen;

eine ganz entscheidende Rolle spielt zudem der Name der Alma Mater, von der man kommt. Ist die Bewerbung erfolgreich, kommt der/die als Assistant Professor angestellte Kandidat/in (im Alter von 28-30 Jahren) in der Regel auf eine sog. tenure-track position. Dies bedeutet, daß er/sie im Verlauf von sechs Jahren, in denen wissenschaftliche Qualifikation und pädagogische Fähigkeiten unter Beweis zu stellen sind, eine Dauerstelle erhalten kann, und zwar zunächst als Associate Professor und später, bei entsprechender Leistung, als Full Professor. In der Praxis werden fast alle Assistant Professors mit tenure track entfristet. Das hauptsächliche wissenschaftliche Kriterium für die Übernahme in die akademische Dauerposition ist die Publikation eines fachwissenschaftlichen Buches, wobei es sich meistens um die Dissertation handelt, in einem renommierten Verlag (in der Regel einer University Press). Zusätzlich wird eine je nach Hochschule größere oder kleinere Zahl an Aufsätzen verlangt.

Es ist also die Regel und nicht die Ausnahme, daß ein/e Assistenzprofessor/in bereits nach 6 Jahren auf eine Lebenszeitstelle befördert wird mit einem Oeuvre, das weit schmalere ist als das, welches bei uns für eine Lebenszeitprofessur verlangt wird. Die amerikanische Praxis, dem Nachwuchs eine sichere Perspektive dadurch zu geben, daß man es ihm ermöglicht, aus eigener Kraft die Entfristung zu erreichen, steht im krassen Gegensatz zum bayerischen Entschluß, Dauerprofessuren verstärkt in Zeitstellen umzuwandeln; für 40-jährige Habilitierte eine tief demotivierende und kontraproduktive Vorstellung. Es ist dies einer der Hauptgründe dafür, daß einige unserer besten Doktoranden/innen in die USA abwandern, wo ihre Dissertation für die Entfristung in der Regel ausreicht!

Der typische Qualifikationsweg deutscher Professoren/innen wird von unseren amerikanischen Kollegen/innen regelmäßig mit ungläubigem Staunen und Kopfschütteln zur Kenntnis genommen. Für die Qualifikation als Professor/in ist die Publikation der Doktorarbeit keine

ausreichende Grundlage, sondern nur eine selbstverständliche Voraussetzung. Verlangt wird darüber hinaus als eigentliche wissenschaftliche Hauptleistung die Habilitation. Die Themen von Doktorarbeit, Habilitationsschrift und Habilitationsvortrag dürfen nicht aus demselben Gebiet stammen, was zu einer Breite der Forschung führt, wie sie in den USA für eine Professur mit tenure keinesfalls verlangt wird (die Folge ist eine starke Spezifizierung unserer amerikanischen Kollegen/innen). Nach der Habilitation ist unser 'Nachwuchs' im Schnitt 40 Jahre alt, aber eine gesicherte Position ist damit längst nicht erreicht. Der weitaus längere Weg und der deutlich höhere Qualifikationsaufwand wird also keineswegs mit größerer Sicherheit belohnt. Im Gegenteil: der/die frischgebackene Habilitierte steht zunächst mit einem Bein auf der Straße, denn eine Überleitung auf eine Professur an der eigenen Hochschule, die in Amerika den Regelfall darstellt, ist in unserem System nicht möglich. Für die Bewerbung auf eine Professur an einer anderen Universität genügt es zudem heutzutage längst nicht mehr, allein die Dissertation und die Habilitationsschrift als Publikationen vorlegen zu können. (Die Publikationslisten etwa, die in den 50er, 60er und 70er Jahren noch für erfolgreiche Bewerbungen ausreichten, würden heute meist zum frühzeitigen Ausscheiden aus dem Bewerberfeld führen).

Die berufliche Lage deutscher Nachwuchswissenschaftler/innen ist also ungleich unsicherer und risikoreicher als in den USA. Vergleicht man dieses Karrieremuster zudem mit den Laufbahnmustern anderer deutscher Beamter (etwa im Bereich der öffentlichen Verwaltung), so könnte der Gegensatz kaum größer sein. Daß nun, wie erwähnt, für die endlich habilitierten Vierzigjährigen zeitlich befristete Professuren eingeführt werden sollen, erscheint nicht nur im Vergleich mit allen anderen Berufsgruppen als abwegig, sondern auch als absolut demotivierend für unseren Nachwuchs, der ohnehin an der Grenze der Belastbarkeit arbeitet.

Belastung durch Lehre & Verwaltung und die Forschungsleistung

Es heißt ferner immer wieder, amerikanische Professoren/innen müßten mehr Lehrleistung erbringen als deutsche. Diese Behauptung ist ebenfalls falsch. Es gibt zunächst Unterschiede zwischen stärker lehr- und stärker forschungsorientierten Institutionen, wobei das höhere Prestige eindeutig bei letzteren liegt. Amerikanische Hochschulprofessoren/innen lehren wie ihre deutschen Kollegen/innen ungefähr 7 Monate im Jahr (oder 9, wenn sie freiwillig und gegen zusätzliche Bezahlung ein kompaktes summer semester/term anhängen). Sie unterrichten dabei üblicherweise zwei, seltener drei Kurse und mitunter auch nur einen Kurs pro Semester, wobei die Wochenstundenzahl eines Kurses zwischen 2 und 4 Stunden schwankt. Hierzulande werden vier doppelstündige Kurse mit jeweils unterschiedlichen Themen unterrichtet. Eine spürbare Entlastung bei der Lehre, die in den USA für erfolgreiche Forschungstätigkeit ge-

währt werden kann, gibt es bei uns allerdings nicht. Ein guter Teil der Lehre von undergraduates wird zudem von graduierten Studenten/innen (teaching assistants) abgedeckt! Die Lehrbelastung ist also keinesfalls größer als bei uns. Hinzu kommt, daß es bei uns keinen Forschungsbonus gibt und daß die größeren Teilnehmerzahlen das Unterrichten erschweren und einen viel höheren Arbeitsaufwand (Beratung, Korrektur u. dgl.) bedingen.

Ein anderer Aspekt, der in der deutschen Diskussion leider überhaupt keine Rolle spielt, betrifft die deutliche geringere Verwaltungsbelastung unserer amerikanischen Kollegen/innen. Beispielsweise ist es dort undenkbar, daß das Dekanat abwechselnd von allen Professoren/innen einer Fakultät übernommen wird. Vielmehr werden diese und vergleichbare andere Stellen mit Personen besetzt, die sich primär als Verwaltungsfachleute verstehen und ihr Amt nicht vorübergehend, sondern auf Dauer ausüben. Auch stark verwal-

tungsorientierte Positionen innerhalb der Fächer wie etwa Director of Graduate/Undergraduate Studies werden langfristig vergeben und sind u.a. mit einer Reduktion der Lehrverpflichtung verknüpft. Von einer solch weitreichenden Trennung der Funktionen und der damit einhergehenden Entlastung von Verwaltungsaufgaben können wir hierzulande nur träumen.

Ogleich also die Belastung der deutschen Professoren/innen durch Lehre und Verwaltung deutlich höher ist als in den USA, können sich dessen ungeachtet ihre Forschungsleistungen im internationalen Vergleich durchaus sehen lassen. Angesichts der nicht zuletzt auch von den Medien in jüngster Zeit verbreiteten Negativklischees sei noch einmal auf das Interview mit Karen Gregory verwiesen, in dem sie die unkritische Glorifizierung des amerikanischen Hochschulsystems zurechtrückt und die besonderen Vorzüge der deutschen Hochschulen herausstellt. Zu diesen zählt sie u.a. auch die selbstverantwortete, längerfristige Forschungsplanung, die Unabhängigkeit der Professoren/innen gegenüber kurzfristigen politischen und wirtschaftlichen Zielvorgaben und die Bereitschaft zum interdisziplinären Arbeiten. Der Vorwurf, deutsche Professoren/innen „würden nicht ausreichend lehren und forschen“, grenzt für sie „an Verleumdung“.

Daß das Bild der deutschen Universität gegenüber der Realität oft so verzerrt ist, liegt zum Teil wohl an schlichtem Nichtwissen, zum Teil aber auch am Druck der Wirtschaft, der Industrie und der Finanzressorts, in deren Wertehierarchie die Bildung ohnehin, international gesehen, einen eher untergeordneten Stellenwert einnimmt.

Universität und Wirtschaft

Dies bringt uns zum letzten, aber keineswegs unwichtigsten Punkt, dem Verhältnis der Universität zur Wirtschaft. Hier besteht in den USA in der Tat oft eine größere Nähe, vor allem in den naturwissenschaftlich-technischen Fachbereichen. Auch die Leitungsstruk-

tur der Universität ist eng mit der Wirtschaft und dem öffentlichen Leben verflochten. Indiz dafür ist der überwiegend mit universitätsexternen Repräsentanten der Wirtschaft einer Stadt oder einer Region besetzte Board of Trustees, der die Geschicke der Hochschule bestimmt, die Forschungsschwerpunkte festlegt und dem der Hochschulpräsident in letzter Instanz Rechenschaft abzulegen hat.

Nun ist gegen eine Nähe von Universität und Wirtschaft in den Fächern, die hierzu eine inhaltliche Affinität aufweisen, nichts grundsätzlich einzuwenden, vorausgesetzt, der Einfluß der Wirtschaft wird nicht so stark, daß die Unabhängigkeit der Wissenschaft in Gefahr gerät. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn die wissenschaftliche Autonomie der Hochschulen in Forschung und Lehre als ganze preisgegeben und an die Macht eines extern besetzten Hochschulrats abgegeben werden soll.

Allein schon die Art und Weise der Besetzung dieses Board of Trustees wird in den USA höchst unterschiedlich und z.T. höchst eigentümlich gehandhabt. An manchen Universitäten (darunter sehr angesehenen Institutionen) benennt der aus einflußreichen 'verdienten Bürgern' und finanzkräftigen Wirtschaftsvertretern zusammengesetzte Board of Trustees selbst seine neuen Mitglieder. Die Universität als Institution wird dabei nicht gefragt. Gleichzeitig entscheidet der Board of Trustees aber über zentrale akademische Fragen wesentlich mit, wobei die Frage der Effizienz und der Relevanz von Fachbereichen vorwiegend finanziell gestellt wird: wieviele Studierende und d.h. wieviele Studiengebühren werden rekrutiert, wieviel Geld aus der Wirtschaft wird eingeworben etc.

Die Konsequenz ist eine doppelte. Auf der einen Seite werden große oder ökonomisch interessante Fächer den Interessen der Wirtschaftlichkeit angepaßt und so in ihrer akademischen Substanz und Selbständigkeit, ja im Niveau ihrer Forschungsarbeit gefährdet. Dazu noch einmal Karen Gregory: „Die US-For-

schung ist viel mehr von Modetrends abhängig. Alle fünf Jahre ist ein neues Thema angesagt ... und dann müssen die Leute mit einem Mal Anträge für Fachgebiete stellen, in denen sie nicht kundig sind. Das führt dazu, daß man irgendwann keine Experten mehr hat. Das Niveau leidet massiv darunter, wenn alle nur noch hinter dem Geld herrennen.“ Auf der anderen Seite werden kleine, wirtschaftlich 'unrentable' Fächer in Personal und Mitteln gekürzt oder einfach geschlossen. Dazu gehört leider auch die Germanistik.

Ist es das, was man hierzulande will? Welche Autorität und Qualifikation hätten ausgerechnet Vertreter der deutschen Wirtschaft, um über akademische Belange mitzuzentscheiden?

Fazit

Der hier skizzierte Vergleich einiger Aspekte des deutschen und des amerikanischen Hochschulsystems sollte helfen, verbreitete Wissenslücken zu schließen und Fehlinformationen zu korrigieren. Wir wollten einer unkritischen, unreflektierten Übernahme einzelner Komponenten des amerikanischen Hochschulsystems, die verstärkt in Positionspapieren politischer Parteien auftauchen (Stichworte sind Hochschulrat/Board of Trustees, Evaluation, Verzicht auf die Habilitation, Auswahl der Studierenden) entgegenwirken. Die beachtliche Leistungsfähigkeit unserer Universitäten (die gemessen an ihrer Ausstattung einer sehr großen Zahl von Studierenden einen international überdurchschnittlich guten Studienabschluß ermöglichen) und ihr hohes Niveau sind bei weiterer Verschlechterung der politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zweifellos gefährdet. Im Übereifer der Reformbemühungen sollten aber ihre spezifischen Stärken nicht übersehen werden; zu diesen gehören auch die Prinzipien der Selbstverwaltung und der Autonomie in Lehre und Forschung, die es gegen wachsende Einflüsse von außen (sei es durch Ministerien, sei es durch Wirtschaft und andere Geldgeber) zu verteidigen gilt.